



Erscheint jeden
Donnerstag.

Der Humorist.

frei-Beilage zum
Wiesbadener General-Anzeiger.



Nr. 29.

Wiesbaden, den 22. Juli 1897.

II. Jahrgang.

Brillen-Meier.

Humoreske von C. Carlweis.

(Nachdruck verboten.)

Das gab ein Aufsehen, als unser Freund Meier — Brillen-Meier, wie wir ihn zur Unterscheidung von seinen zahlreichen Namensvettern nannten — eines schönen Tages Hochzeit hielt. War doch seine Braut, Helene von Ostendorf, als eine gefeierte Schönheit bekannt, die auf der Ringstraße wie im Theater, in Concerten wie auf dem Eislaufplatz, trotz ihrer einfachen Toilette, stets Aufsehen erregte und viel umworben wurde. Mit unserem Brillen-Meier war sie schon seit der Kinderzeit verlobt gewesen, aber keiner von uns hatte je recht daran geglaubt, daß aus den Beiden allen Ernstes einmal ein Paar würde.

Zwar kannten wir unseren Freund als einen herzenguten, liebenswürdigen Jungen mit einem hübschen, freundlichen Gesichte, dem die goldene Brille einen leisen Anstrich von Würde verlieh. Er hatte sein gutes Auskommen, wußte sich in Gesellschaft zu bewegen, tanzte vortrefflich und sang seine lustigen Vierzeiler trotz Wirtz und Guschelbauer. Aber — die Sache hatte dennoch einen Haken, oder zum mindesten ein kleines Häkchen. Fräulein von Ostendorf hatte erst kürzlich die Hand eines Millionärs ausgeschlagen — jawohl, und eines jungen Millionärs obendrein. Wer hätte da denken mögen, daß sie eine solche „That“ nur deshalb gethan, um — Frau Brillen-Meier zu werden!

Die Geschichte der abgewiesenen Million hatte nicht geringes Aufsehen erregt. Alle Blätter brachten Notizen mit den Anfangsbuchstaben der Namen. Die stolze Schöne wurde auf der Ringstraße, auf welcher sie täglich zu einer bestimmten Stunde in Begleitung ihrer Mutter zu erscheinen pflegte, noch unverschämter angestarrt als früher, und sämtliche Frauen und Mädchen erklärten einstimmig, daß Helene von Ostendorf entweder verrückt wäre, oder — einen noch reicheren Anbieter in der Reserve haben müßte. Denn an der Thatsache der zurückgewiesenen Werbung war nicht im Geringsten zu zweifeln. Der abgewiesene Millionenerbe hatte sie selbst zugestanden, bevor er nach Paris abgereist war, um seinen Schmerz auf dem Boulevard des Italiens spazieren zu führen.

Aber sie waren falsch, jene beiden Annahmen. Helene hatte weder einen geheimen Verehrer, noch war sie verrückt. Sie war nur ein wenig verwöhnt, ein

wenig selbstbewußt und ein wenig romanhaft veranlagt. Eine Million zurückweisen, reizte eben ihre Eitelkeit mehr, als eine solche zu besitzen — das ungewisselhaft zu sehen gar nicht gerechnet, das eine so seltene That erregen mußte. Und sie machte Aufsehen damit. In allen Zügen genoß sie das berauschende Glück, die Heldin des Tages zu sein, mit gierigen Blicken verschlang sie die Notizen in den Zeitungen und kaufte sich sämtliche Blätter, obgleich der kleine Artikel in allen gleichlautend abgedruckt war. Leider ging dieser große Tag wie jeder andere zu Ende. Die Nacht sank zur Erde nieder, und als Wien am nächsten Morgen erwachte, hatte die unbauhbare Stadt bereits einen neuen Tageshelden. Diesmal war die Million nicht zurückgewiesen, sondern zur Abwechslung einmal — gestohlen worden. Zwar hörte Helene noch von einigen, die an ihr vorüberdummelten, halblaut ihren Namen wispern — aber „welch“ ein Unterschied war das gegen den Triumphzug des vergangenen Tages.

Wieder eine Nacht und wieder ein Tag, dann war's auch mit diesem Wispern zu Ende, und Fräulein Helene von Ostendorf mußte sich mit dem gewöhnlichen Maß von Bewunderung begnügen, das ihr von einigen beharrlichen Verehrern gezollt wurde. Sie vermochte dieses läche Auf und Wieder des Tagesruhmes kaum zu fassen. Sie machte sich nun Vorwürfe, daß sie den Zauber jenes flüchtigen Tages nicht bis zur Reize durchkostet hatte. Weßhalb nur hatte sie an jenem Tage nicht die Oper besucht! Sie hätte damals selbst dem entzückenden Trompeter mit der süßen Varytonstimme erspiger Concurrenz geboten. Das war nun für immer versäumt! Dieser Gedanke verfolgte sie im Wachen wie im Traume. Nur einen solchen Tag noch — einen einzigen nur! Nur noch ein einzigesmal wollte sie ihren Namen in den Zeitungen lesen. Dieses Gesichterbrehen, dieses Hälserecken, dieses leise Wispern und laute Reden, das wollte und mußte sie noch einmal sehen und hören, um jeden Preis.

Mit solchen Gedanken trug sich Helene, als es sich traf, daß Brillen-Meier wieder einmal einen schüchternen Versuch machte, seine Bräutigamsrechte in Erinnerung zu bringen. Er wagte sich damit freilich nur an Helenens Mutter, obwohl er wußte, daß sie ihrer Tochter die verschleierte Million gar übel vermerkt hatte. Die Mutter gab ihm auch noch die kurze Antwort: sie könne ihm wenig Hoffnung machen, doch versprache sie ihm mit ihrer Tochter über die Sache zu reden.

Die sehr erstaunte nun die alte Frau, als Helene nach kurzem Besinnen plötzlich, wie einer Erleuchtung folgend, erklärte, Brillen-Meier wäre vollständig in seinem Rechte, sie an ihre Pflicht zu mahnen. Er möchte nur den Tag der Hochzeit bestimmen, sie wäre in jeder Stunde bereit, mit ihm vor den Altar zu treten.

Unser Freund gerieth trotz der sauer süßen Witene, mit welcher ihm die künftige Schwiegermama sein Glück verkündete, in einen völligen Taumel vor Entzücken. Seine Begeisterung wirkte auch ein wenig ansteckend auf Helene — und wer die Weiden in ihrer Zärtlichkeit und ihrem Stolz sah, hätte glauben mögen, daß es auf der ganzen Welt kein glücklicheres Brautpaar gäbe, als unseren guten Brillen-Meier und Fräulein von Ostendorf.

Die Hochzeit verfehlte nicht, das nöthige Aufsehen zu erregen, die Legende von der zurückgewiesenen Million wurde wieder aufgefrischt und sammt der Lösung des Räthsels einem geehrten Lesepublikum servirt. Sämmtliche sentimentalen Nähmamsellen geriethen darüber in Verzückung. Also aus Liebe hat sie den Millionär abgewiesen! Aus Liebe! Aber, das war ja ein ganzer Roman! Und ein wirklich erlebter! — Oh, die Heldin dieses rührenden Sieges der Liebe über den schändlichen Mammon mußte man in Brautkranz und Schleier sehen!

Das Gedränge in und vor der Kirche war unbeschreiblich. Und bei der Abfahrt zur Hochzeitstafel wurde dem Paare sogar ein duzendstimmiges Hoch versetzt. Helene war glücklich, ihr junger Gatte schwamm in Wonne, und wir — tranken Champagner.

Ein halbes Jahr später war's, da tranken wir im gleichen Freundeskreise die gleiche Marke. Auch Brillen-Meier trank mit, trank viel und in tiefen Zügen. Sonderlich vergnügt aber sah er nicht aus. Unsere Fragen nach seiner schönen, jungen Frau beantwortete er mit einem unverständlichen Gemurmel, das zum Mindesten nicht freudig klang. Beim zwölften Glase wurden ihm die Augen schwer, aber die Zunge leichter. Er gestand uns, daß er sehr, sehr „u . . u . . unglücklich“ wäre. Weshalb? Diese unselige zurückgewiesene Million stände zwischen ihm und seinem Glück. Helene und ihre Mutter spielten geradezu Fangball mit dieser ver . . . wünschten Million, und bei jedem Wurfe stöße sie ihm an den Kopf — einmal von dieser Seite, einmal von jener, kurz, dieser Zustand sei unhaltbar, unerträglich.

Sein eigener Zustand wurde es bald nicht minder. Wir trösteten ihn, so lange er noch hören konnte, dann luden wir ihn in einen Wagen ein und brachten ihn seiner Frau nach Hause.

Sie zog die schon geschwungenen Braunen auf, als sie uns kommen sah. Der Betrunkene schaute sie von der Seite an und sagte nur ein einziges Wort. Wir verstanden es nicht. Aber ein Rosenname wird es wohl kaum gewesen sein. —

Wieder war etwa ein halbes Jahr vergangen. Da trat Brillen-Meier eines Abends mit leichten Schritten in unsere gemüthliche Kneipstube, setzte sich grüßend an unseren Tisch und trank mit uns. Als wir uns nach dem Befinden seiner Frau erkundigten, kniff er ein Auge zu, blinzelte uns mit dem anderen so eigen an und lachte:

„Alles in Ordnung!“

Wehr war aus ihm nicht herauszubekommen, Aber die gute, süßraue Marke that am Ende doch ihre Schuldige-

keit. Brillen-Meier wurde redselig. Er sprach von allen möglichen und unmöglichen Dingen, doch mit keiner Silbe von seiner Frau oder Schwiegermutter. Dabei sah er uns immer der Reihe nach mit einem höchst pfliff gen Ausdruck an. Dann plötzlich, mitten in seinem langathmigen Geklapper, verstummte er, kniff wieder das eine Auge zu und meinte ungeduldig:

„Nun? Weshalb be n — weshalb frant denn jetzt Keiner mehr nach meinem hässlichen Glück?“

Sein Ton hatte etwas Unheimliches. Verwundert schauten wir ihn an. Er aber lüchelte weiter:

„Denkt Euch, Helene und ich, wir sind heute cüßlich auseinander gegangen — wahrhaftig — in aller Güte!“

„Brillen-Meier! Ist das Ernst — oder —“

„So wahr ich jetzt einen Schwips habe — wohl-gemerkt, aus Freude, nicht etwa aus Verzweiflung! Der Millionenmann ist zurückgekommen und sie — sie geht zu ihm!“

Er starrte eine Weile vor sich hin. Dann schien ihm etwas ins Auge geflogen zu sein, denn es thrante.

„Dummheiten!“ rief er, sein Glas leidend. „Wir waren nicht für einander geschaffen. Ueber Frau Brillen-Meier kann man nichts in die Zeitung schreiben — trotz ihrer Schönheit — das sehe ich ja ein! Aber jetzt wird sie eine femme à la mode, eine Millionärin! Hätte sie ihn doch gleich ge . . . genommen. Dann hätte doch ich nicht — — aber freilich, sie war schön — und das war sie noch heute — schön — so schön . . .“

Er ließ das Glas sinken, zog es mit zitternder Hand auf den Tisch und starrte mit nassen Augen in's Leere.

Wir waren still geworden. — — Anderen Tages konnten wir Helenens Namen in allen Zeitungen lesen. So hatte sie's zum dritten Male durchgeseht.



Don Juan in der Klemme.

Humoreske von A. von Winterfeld.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Troz und Gewalt stehen den Frauen nicht an; sie sind ihnen unfeilsam und rufen nur einen stärkeren Widerstand hervor.

Molly stampfte mit dem kleinen Füßchen auf.

„Ich will es nicht! Ich will es nicht! Ich will es nicht!“ rief sie mit flammenden Wangen.

Da schwoll dem braven Töuble aber auch der Kamm.

„J.“ sagte er, „schlägst Du diesen Ton an? Das brauche ich mir nicht gefallen zu lassen. Dagegen kann ich mich eigentlich empören!“

Die kleine Frau hob drohend den rechten Zeigefinger.

„Du! — Theodor!“

Aber Theodor wuchsen jetzt auch Haare auf den Zähnen.

„Tyrannisiren lasse ich mich nicht!“ rief er, ganz kraus vor Zorn. „Nein, und abermals neu! Festsindben lasse ich mich auch nicht — ganz und gar nicht. Das geht zu weit! Seit wir verheirathet sind, habe ich stets Deinen Willen gethan, alle Deine Launen ertragen; aber diesmal werde ich nicht nachgeben — auf keinen Fall werde ich die thun!“

„Wie? Du willst nicht nachgeben? Nimm Dich in acht!“

Nun stampfte Tausle ebenso mit dem Fuße.

„Nein, nein, und abermals nein! Ich werde nicht nachgeben! In einer kleinen Stunde werde ich wieder hier sein, und in dieser kleinen Stunde werde ich die Zeitung lesen — die ganze „Boh'ische“ — von Staats- und gelehrten Sachen, und damit basta!“

So hatte ihn Molly noch nie gesehen.

„Aber Theodor!“ rief sie fast ängstlich.

Doch er hatte schon den Hut im Genick und den Stock in der Hand.

„Bitte, bemühe Dich nicht!“ sagte er. „Ich finde schon allein — Auf Wiedersehen! In einer Stunde bin ich wieder da!“

Damit war er zur Thür hinaus, die er ins Schloß warf, daß die Wand zitterte.

„Theodor so böse doch!“

Sie trat ans Fenster, um ihm nachzusehen.

Er lief, als wenn die wilde Jagd hinter ihm wäre.

Ein kleines Weilchen zürnte Molly noch; dann lächelte sie und nahm einen Hut zur Hand.

Heute hat er nun mal seinen Willen durchgesetzt; aber sie brachte ihn schon wieder in Ordnung. Wenn man den Männern immer den Willen ließe, wäre ja gar keine Ehe mehr möglich auf Erden!

„Bist ja doch mein lieber Theodor, und bleibst mein guter Theodor, und darum keine Feindschaft nicht!“

Sie mochte vielleicht eine Stunde gefessen und gearbeitet haben, als die Thüre aufgerissen ward und ihre Freundin Emma mit glühenden Wangen hereinstürzte.

„Gott sei Dank!“ leuchtete sie. Der Himmel sei gepriesen, daß ich bei Dir bin!“

„Aber was hast Du denn? Du bist so erregt!“

„Ein Abenteuer! Daß mich nur erst etwas zu mir selbst kommen. Ich habe mich so geängstigt.“

Die Freundin setzte ihr einen Stuhl hin und ließ sie Platz nehmen.

„Du bist allein?“ sagte Emma, nachdem sie sich etwas erholt. „Wie geht das zu?“ Wo ist Dein Mann?“

„Soeben ausgegangen — in Folge einer etwas stürmischen Szene; er hatte sich Unabhängigkeitsträume in den Kopf gesetzt.“

„Was Du sagst!“

„Aber die Revolte soll im Keime unterdrückt werden,“ fuhr die andere ruhig fort; „denn Recht geht vor Macht! Aber nun erzähle Du! Was ist Dir begegnet?“

Frau Delfeld holte erst tief Athem; dann begann sie noch immer mit etwas beengtem Tone!

„Du weißt, was ich heute Morgen thun wollte. Schön! Gleich nachdem mein Mann fort war, habe ich es ins Werk gesetzt. Ich ging allein aus; aber ich fand nur zu halb Gelegenheit, es zu bereuen.“ Sie schöpfte erst wieder Luft, dann ging's weiter: „Kaum war ich zehn Minuten von unserem Hause entfernt, als ich bemerkte, daß ich beobachtet, verfolgt wurde.“

„Von Deinem Manne?“ fragte die andere.

„Ach, wenn er es doch gewesen wäre! Nein, von einem gänzlich unbekannten Herrn.“

„I, sieh' einmal!“

„Anfangs glaubte ich noch, es wäre ein Zufall,

und suchte ihn aus dem Auge zu kommen; aber er folgte mir auf Schritt und Tritt, wie mein Schatten.“

„Armes Kind, wie Du Dich geängstigt haben mußt!“

„Das kannst Du Dir denken! Ich war schon zu weit vom Hause entfernt, um dorthin zurückkehren zu können. Ich wollte eine Droschke nehmen; aber so weit meine Blicke reichten, war keine zu sehen.“

„Natürlich! An einem Sonntage! Aber weiter!“

„Da hörte ich die Schritte des Unbekannten näher und näher kommen. Das Herz schlug mir zum Zerspringen in der Brust. Plötzlich fiel mir ein, daß Du in der Nähe wohntest; der Gedanke gab mir neuen Muth. Ich erreichte Dein Haus, stürmte die Treppen hinauf und da bin ich!“

„Doch nun hast Du nichts mehr zu befürchten!“ tröstete die Freundin. „Du fährst aber wohl, daß es doch bedenklich ist, allein auszugehen.“

„Der erste Versuch ist wenigstens schlecht genug abgelaufen.“

„Es giebt so viele ausbringliche Gecken!“ erzählte Molly. „Neulich ist mir im Opernhause etwas ähnliches begegnet; ich wurde auf beleidigende Art lorgnetirt, obgleich mein Mann mir zur Seite saß.“

Emma hatte nur halbzugehört; sie fürchtete sich noch immer vor ihrem Verfolger.

„Wenn mir der abscheuliche Mensch nur nicht vor der Thür auflauert!“ sagte sie.

„Ach, schließlich wird ihm die Zeit wohl lang werden! Du kannst ja noch eine Stunde hterbleiben.“

„Nein, nein, das geht nicht!“ wies die andere ängstlich ab. „Wenn Gustav früher nach Hause käme und mich nicht fände, nachdem ich ihn abgeschlagen, mit ihm auszugehen! Man kann alles nicht wissen — und wenn Dein Mann heimkehrte, wäre es mir ebenfalls unangenehm — wie leicht könnte er Gustav etwas sagen! Es läßt mir keine Ruhe mehr, bis ich wieder in meinen vier Pfählen bin.“

„Gut!“ sagte die Freundin, den Hut aufsetzend und ein Mäntelchen am die Schultern schlagend. „Dann werde ich nachsehen, ob er unten ist. Kannst Du mir nicht einige Merkmale von ihm angeben?“

Emma dachte nach.

„Ach Gott, ich habe ihn so wenig angesehen; aber einen grauen Filzhut hatte er auf, das weiß ich gewiß. Und dann schien er mir auch — wie nennt man das?“

„Was denn?“

„Die Freundin machte gewisse schwankende Bewegungen, die sie nicht mißverstehen ließen.“

„Ach so!“ rief Molly. „Einen Schwipps.“

„Ganz recht! Einen Schwipps schien er mir auch zu haben.“

„Nun weiß ich schon genug und werde ihn sicher nicht verfehlen. Adieu! Ich bin gleich wieder da.“

„Ach wie gut Du bist, liebe Molly! Bleib' aber nicht zu lange, sonst muß ich mich zu Tode ängstigen.“ Die Freundin warf ihr noch eine Kußhand zu und war dann verschwunden.

Emma wäre gern ans Fenster getreten; aber sie wagte es nicht. Er hätte auf der anderen Seite stehen und sie bemerken können. Deshalb setzte sie sich an einen kleinen Arbeitstisch und überließ sich wieder ihren Gedanken. Wenn ihr Mann nur nichts davon erfähre!

Was sollte er denken! Sie würde sich vor ihm gescheut haben! Was mußte sie sich jetzt ängstigen! Und sie hatte sich soviel Vergnügen davon versprochen.

Während sie diesen und ähnlichen Gedanken nachhing, war Kneifer leise und mit aller Vorsicht eingetreten. Statt des blästrigen Ausdrucks hatte sein Gesicht jetzt etwas Pfliffiges bekommen und in den Augen glänzte eine fröhliche Weinkaune.

Er sah sich im Zimmer um und stellte seine Betrachtungen an. Da war sie! Endlich hatte er sie gefunden! Verschleierte Einrichtung. Damenhüte — Putzmacherin also. Das hatte er sich gleich gedacht. Da brauchte er sich nicht sehr zu geniren, konnte sein gewöhnliches Mittel anwenden.

Kneifer nahm den Hut ab, klemmte das Vorgeknüpft ein und machte einen Schritt weiter ins Zimmer.

„Entschuldigen Sie, Fräulein!“ sagte er dann laut mit süßlichem Tone.

Frau Delfeld schrak zusammen und sah sich um.

Himmel, das war er. Dann sprang sie auf.

„Was wollen Sie hier, mein Herr?“

Kneifer ließ sich durch die strenge Anrede nicht irritieren; er kannte das, so fangen sie alle an.

„Entschuldigen Sie, Fräulein!“ wiederholte er beschönigend.

„Wohnt hier nicht ein gewisser Müller?“

„Nein!“ war die zitternde Antwort. „Hier wohnt durchaus kein gewisser Müller!“

„Merkwürdig!“ sagte der Fremde mit jenem albernen Tone, der diesen Gecken eigen ist. „Da muß ich mich in der Hausnummer geirrt haben. Sie wohnen aber hübsch hier, ganz allerliebste!“

„Was wollen Sie hier, mein Herr? Ich kenne Sie nicht!“

„Das findet sich ja“, war die Antwort. „Reichen Sie mir nur die Hand zum Willkommen.“

Die Dame retirirte hinter den Tisch und rief um Hilfe. Das hilft gewöhnlich, weil es Leute herbeizieht, die als Zeugen benutzt werden können.

Kneifer sah sich halb ängstlich um.

„Also hier wohnt wirklich kein gewisser Müller?“ sagte er. „Da muß ich mich doch geirrt haben. Nehmen Sie es nicht übel, Fräulein!“

Er wollte noch einen letzten Versuch machen, den Tisch zu umgehen, aber Emma kreischte laut auf.

„Gehen Sie, mein Herr, gehen Sie!“

Da öffnete sich die Thür und Molly trat ein. Die andere lief mit lautem Freudenschrei zu ihr hin.

„Ach, Gott sei Dank! Du bist es! Du bist es!“

„Was giebt es denn hier?“ fragte jene. „Ein Fremder hier?“

„Das ist er ja!“ flüsterte Emma ihr zu.

„Wie, mein Herr, Sie haben sich erlaubt —“ Da erkannte sie ihn aber. „Was sehe ich?“ rief sie aus. „Das ist ja der unverschämte Mensch aus dem Opernhaus!“

Kneifer erinnerte sich jetzt ebenfalls.

Das war ja ein abscheuliches Zusammentreffen!

„Sie scheinen ja recht hübsche Beschäftigungen zu haben, mein Herr!“ fuhr Molly fort. „Damen im Theater lognetieren und auf der Straße verfolgen ist schon an und für sich eine Impertinenz; aber bis in die Wohnräume dringen, das übersteigt denn doch alle Grenzen!“

Verlassen Sie uns, mein Herr! Wie sind verheiratete Frauen!“

Dem unglücklichen Don Juan kam noch einmal der Zweifel. Die Damenhüte verführten ihn.

„So!“ sagte er unglaublich. „Und wo sind denn die Herren Gatten, wenn man fragen darf?“

„Wenn Sie noch einen Augenblick verziehen wollen, gab Molly zurück, der meine wird gleich hier sein. Der beste Rath, den ich Ihnen geben kann, ist also der, sich schleunigst aus dem Staube zu machen.“

Jetzt wurde Kneifer bescheiden.

„Ich habe also die Ehre, mich ganz gehorsamt zu empfehlen, sagte er, auf den Beinen zur Thür schlehend.“

Er hatte aber noch nicht den halben Weg zurückgelegt, als Emma einen leisen Schrei ausstieß.

„Mein Gott, ich höre jemand auf der Treppe!“ sagte sie.

„Mein Mann!“ setzte Molly hinzu.

Kneifer blieb stehen und sah sich wild um.

„Dein Mann?“ wiederholte die Freundin. „Der darf mich hier nicht sehen!“

„Geh' dort hinein — schnell, schnell!“

Der Fremde wollte mit; aber Frau Däuble vertrat ihm den Weg.

„Bitte, mein Herr, da ist kein Platz für Sie!“

Alle Wetter, jetzt ward die Situation unheimlich! (Fortsetzung folgt.)

Allelei Humoristisches.

Scheidegruss an Herrn von Voetticher.

(Frei nach Schiller.)

Zur Wehmuth stimmt der Abschied jederzeit,
Doch der Gedanke mög' Dir Trost bereiten,
Wer so den Besten seinerzeit genug geliebt,
Der hat geliebt für alle Zeiten.

Heimgeschicht.

In einer Ortschaft des Kantons St. Gallen saß kürzlich eine Gesellschaft fröhlich beisammen und unterhielt sich Mangels eines Besseren mit sog. „Thurgauer Witz“. Ein anwesender Thurgauer, auf dessen Kosten die Unterhaltung gepflegt wurde, machte gute Miene zum bösen Spiel. Als der Gegenstand erschöpft war, meldete er sich zum Worte:

„Ihr wißt aber den neuesten Thurgauer Witz doch noch nicht!“

„Her damit“, tönt's von allen Seiten.

„Also: Worüber stimmen denn die Thurgauer mit den Schwiegermüttern überein?“

Niemand weiß eine Antwort.

„Sie stimmen darin überein, daß jeder Esel meint, er müsse schlechte Witze über sie machen!“

Und siehe da, es gab viele verblüffte Gesichter.

An der „Quasselrippe“.

A. (der früh Morgens per Telephon angellingselt wird); „Sprechen Sie doch etwas deutlicher, ich kann Sie absolut nicht verstehen.“

B. (darauf antwortend): „Sie haben wohl Ihre Ohren noch nicht aufgeschupst?“

A.: „Doch — aber Sie scheinen Ihr Gebiß noch nicht im Munde zu haben.“

Aus dem Gerichtssaal.

Richter: „Sie haben einen schweren Einbruch verübt! Wissen Sie denn nicht, welche Strafe darauf steht?“

Angellagerter: „Nein! Bitte, sehen Sie 'mal nach!“

Rotationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlagsanstalt, Friedrich Hannemann.

Verantwortlich für die Redaktion: Otto von Behren, sämtlich in Wiesbaden.